

Zeitschrift: Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Band: 78 (2000)
Heft: 2

Artikel: Schönheit und Erfolg oder: "Ich bin das Buch, mein Gesicht ist der Umschlag"
Autor: Strahm Bernet, Silvia
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-341527>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schönheit und Erfolg oder: «Ich bin das Buch, mein Gesicht ist der Umschlag»

... und schön soll er sein! Wer blättert schon in einem Buch, wenn bereits der Umschlag nichts hergibt. Niemand. Der Umschlag ist tragender Part im Wettbewerb um Aufmerksamkeit. Er ist Tür und Fenster zu dem, was drinnen entdeckt und gelesen werden soll.

Silvia Strahm Bernet

Der Vergleich klingt plausibel. Die Umschlaggestaltung fängt das Auge, bindet für kurz oder lang den Blick, weckt Neugier, zwingt zu Einordnung und Entscheidung. Das Gesicht, der ganze Körper als Versprechen auf Inhalt, der hinter der Oberfläche steckt, als lockender Einstieg in vertiefte Beschäftigung mit dem schönen Objekt der Begierde? – Das hätten wir gern, aber das kriegen wir nicht! Schönheit als Mittel zum hehren Zweck, als Wegweiser zum Wahren und Guten als ihrem eigentlichen Ziel – nein, diesen Gefallen tut sie uns nicht! Die Schönheit, sie ist keine Mittlerin, nicht die Dienerin wahrer Werte, sondern die Königin selbst. Sie thront im Paradies unserer Träume, umgeben von Gier, Sehnsucht, Neid und Anbetung. Zehn Lebensjahre für ein paar Kilo weniger opferten die Mehrheit der Frauen an ihrem Altar, die Männer wahrscheinlich inzwischen auch – für einen knackigen Hintern und einen Waschbrettbauch. Die Königin Schönheit aber, sie verteilt ihre Gunst willkürlich, sie ist unfair und lässt die meisten leer ausgehen. Anbetung allein hilft nicht, flankierende

Massnahmen voller Schweiß und Blut sind nötig, um der Gnade der Schönheit teilhaftig(er) zu werden.

Natürlich, unser Erwachsenen-Ich ist durchaus fähig, die Obsessionen rund um Schönheit kritisch zu betrachten, auf Interessen abzuklopfen und auf Marktstrategien, auf bislang religiös konnotierte Heilserwartungen und -versprechen, auf Kontroll- und Zurichtungsstrategien und fundamentale Körperfeindlichkeit, auf Gier nach Anerkennung, die vielleicht eher Mitleid als Kritik verdient hätte; all das ist möglich, nur nicht, dass uns das alles kalt lässt.

Wir können uns darüber ärgern, wir können kapitulieren, uns operieren lassen, alles ignorieren, uns die Augen verbinden, von wahren Werten reden, hungern, die Mechanismen entlarven, kluge Bücher schreiben, lieber joggen, uns für Intelligenz entscheiden, den Charakter formen anstatt den Hintern, Dutzende von Möglichkeiten gibt es, ambivalent die meisten, angesiedelt irgendwo zwischen Einsicht, Klugheit, unerfüllter Sehnsucht, Kritik und Wut.

Was aber sicher keine schlechte Lösung ist, für den Moment: erst nachdenken und dann rennen, schwitzen und Geld ausgeben.

Wieso schön sein?

Weil wir in einer Schönheitskultur leben, auf Oberfläche fixiert sind, Schein zum

Sein machen und uns damit beschäftigen, den Körper zu formen anstatt den Charakter? Weil Film, Fernsehen, Zeitschriften und Werbung unseren Blicken einen Schönheitsfilter aufzwingen, der bei allen gnadenlos Mass nimmt? Nein, so einfach ist das nicht, sagen uns die EvolutionstheoretikerInnen: nicht Manipulation von aussen, sondern von innen, sozusagen aus dem Keller unserer Geschichte, ist hier treibender Faktor. Weder Kosmetik-, Fitnessindustrie noch Schönheitschirurgie schreiben den Text in diesen alltäglichen Minidramen, sondern unsere Gene. All diese Industrien profitieren zwar davon, aber sie sind lediglich Wirtspflanzen in unserem geheimnisvollen genetischen Betriebssystem, das Fortpflanzungserfolg an Schönheit koppelt. Körperschönheit, sagt die evolutionäre Psychologie, ist nichts anderes als positives Urteil über künftigen Partnerwert. Und was Körperschönheit ist, darüber gibt es einen hohen Übereinstimmungsgrad, zwischen den Kulturen und durch alle Zeitalter hindurch. Geringer als wir gemeinhin annehmen ist die Rolle des individuellen Geschmacks. Idealvorstellungen von Körperharmonie, schöner Muskulatur, Hüft-Taille-Verhältnis u.v.m. gleichen sich, variabel ist lediglich die Körperfülle. So weit, so gut. Wie soll man Gene kritisieren. Ins Grübeln kommen kann man trotzdem, weil irgendetwas nicht ganz stimmen kann: Weshalb all die Anstrengungen, schön zu werden oder bis ins hohe Alter zu bleiben, wenn das Interesse an Fortpflanzung drastisch abnimmt oder keine Fortpflanzung mehr im Bereich des Möglichen liegt? Haben die Gene da eine Entwicklung verschlafen? Und: Wissen sie nicht mehr, dass magere Frauen weniger Fortpflanzungserfolg versprechen oder Dauerdiäten sexuellem Begehren abträglich sind und dass Muskeln fürs Büro unnötig sind und Männer – in unseren Kulturen – generell kaum mehr jagen und riesige Lasten schleppen? Natürlich ist der Vorgang komplex, natürlich ist er Resultat einer Wechselwirkung

zwischen genetisch Vorgegebenem und kulturell Ausgeformtem, vermittelt durch die Instanz des informationsverarbeitenden Geistes, den es ja auch noch gibt. Aber man wird den Eindruck nicht ganz los, dass die Genetik eher Entschuldigung als Erklärung ist: eine Entschuldigung dafür, nicht ganz auf dem intellektuellen Niveau zu sein, das man sich eigentlich abverlangte. Was hinter dem Verlangen von Frauen und immer mehr Männern letztendlich steckt, weshalb sie sich mit enormem Aufwand schöner machen wollen als sie sind – Selbsthass, ökonomische Interessen, Erotik, Spiel, Gestaltungsmacht oder ein Gesamtpaket von Gründen ohne einzelnen, isolierbaren «Schuldigen» –, das Spiel wird gespielt und der Einsatz ist hoch. In den USA, liest man, wird mehr Geld dafür ausgegeben als für Bildung und Sozialleistungen.

Schönheitsarbeit

Wer und was immer also unser Verlangen nach Schönheit steuert, das Verlangen existiert und die Mittel werden immer variantenreicher. Noch immer spielen Frauen den tragenden Part, sind die Männer die Hauptnutznießer im Zuschauerraum, aber das beginnt sich zu langsam zu ändern. Status allein ist auch für Männer nicht mehr ausreichend. Den haben viele Frauen selber. Männer realisieren, dass heute Frauen Männer nach den selben Kriterien aussuchen, wie sie immer Frauen aussuchten: nach ihrem Aussehen. «Es interessiert Frauen nicht, welchen Beruf der Mann hat. Sie schauen, ob der Mann einen knackigen Arsch hat.» (Joop) Gutes Aussehen ist nicht mehr nur sozusagen die Kür, sondern wird zum allgemeinen Pflichtprogramm und führt gleich noch die Formel ein: Wer gut aussieht, ist auch gut. Die Schönheit besitzt Nimbuseffekt heisst das im Fachjargon, d. h. die Schönheit wird mit allen erdenklichen guten Eigenschaften versehen: Warmherzigkeit,

**Schönheit wird
mit allen erdenklichen guten
Eigenschaften
versehen:
Warmherzigkeit,
Stärke,
Ausgeglichenheit,
Umgänglichkeit,
Leidenschaftlichkeit,
etc.**

**Schöne haben
es leichter und
das macht sie
noch schöner.**

Stärke, Ausgeglichenheit, Umgänglichkeit, Leidenschaftlichkeit, Vertrauenswürdigkeit, Erfolg, Glück. Gutaussehende werden besser behandelt, verdienen im Durchschnitt mehr, werden bei Einstellungen bevorzugt; gutaussehende Kinder werden für klüger gehalten etc. In simulierten Geschworenenprozessen erregten Gutaussehende weniger Verdacht und wurden milder bestraft. Schöne haben es leichter, und das macht sie noch schöner. Schon zwei bis drei Monate alte Säuglinge beschäftigen sich länger mit attraktiven Gesichtern.

*Wer möchte da nicht schön
oder zumindest schöner sein?*

Es gibt inzwischen einen Namen für das Gefühl vieler Frauen (und auch Männer?), dass normal auszusehen eigentlich nicht mehr normal ist. Man nennt es Dysmorphophobie: die quälende Vorstellung, dass mit dem natürlichen Körper etwas nicht in Ordnung ist. Kein Wunder, entsprechen gerade mal 10 % der Frauen den herrschenden Schönheitsidealen, Idealen, die sich zudem an der Schönheit junger Männer orientieren: Aufregend weiblich ist eine Frau, die gerade Schultern, lange Knabenbeine, schmale Hüften, mehr oder weniger volle Brüste, nirgends Fett und einen kleinen Hintern hat. Für die meisten unerreichbar, fördert es permanente Körperschuldgefühle, die durch Diäten, Sport oder Krafttraining abgearbeitet werden. Bleibt der Erfolg dennoch aus, so behilft man sich mit Messer und Absauggerät. Der technischen Hilfsmittel sind keine Grenzen gesetzt, wenn es um die rechte Form geht: Nicht mehr die BHs werden ausgestopft, sondern die Brüste selbst, Fettpolster werden nicht mehr versteckt, sondern abgesaugt. Verführerisch sinnliche Lippen brauchen keinen Lippenstift mehr, sondern Silikon, das harmonisch gestaltete Gesicht nur ein bisschen Fett vom Hintern. Zeigt es Gebrauchsspuren, dann glättet man es neuerdings mit Botulismus, einem Gift, das die Muskulatur paralyisiert. Es verhindert,

dass man die Stirn runzelt, die Augen zusammenkneift oder grimassiert. Dadurch wirkt die Haut glatter. Geschäftsleute, heisst es, stehen Schlange, um sich Botulismus injizieren zu lassen; es hilft bei schwierigen Verhandlungen, weil es Stress und Anspannung hinter einer ausdruckslosen Maske versteckt.

Psychotherapie mit dem Messer

«Wir leben in einer körperbetonten Gesellschaft. Die Leute wollen so gut aussehen wie möglich. Und warum nicht?», formuliert es ein Schönheitschirurg. Ein anderer sagt direkter, was Sache ist: «Wir Männer sind Schweine, wir wollen Frischfleisch.» Bis in 25 Jahren seien Schönheitsoperationen so selbstverständlich wie Zahnspangen, auch für Männer, prophezeien die Schönheitschirurgen, diese willigen Verfechter der Chancengleichheit. Sie betrieben Psychotherapie mit dem Messer, verhülften zur Selbstakzeptanz, seien Geburtshelfer jenes wahren Ichs, das in der falschen Hülle steckt. Eine operierte 62-jährige Frau sagte es so: «Das Gesicht ist ein Schaufenster des Ichs»; das, was auf meinem Gesicht stand, war nicht mehr ich... «Viel wichtiger als schöne Erscheinung ist ein Gesicht, auf dem nicht jeder Schicksalsschlag und jedes erfahrene Leid eingefurcht und für jeden sichtbar steht.» Ein schönes Schaufenster, ein neuer Umschlag um das alte Buch, damit niemand sieht, dass man tatsächlich eine ganze Menge Leben hinter sich hat. Alle rennen zwar ihrer Brauchbarkeit hinterher, aber aussehen müssen sie, als wären sie ungebraucht. Das Diktum des kenianischen Autors Mwangi, dass bei uns alles neu aussähe wie ungebraucht, wird bald einmal nicht mehr nur auf Flughäfen, Bahnhöfe und Wohnungen zutreffen, sondern auch auf uns.

Neu und ungebraucht

Neu aussehen und ungebraucht – bisher noch immer ein Arbeitsauftrag vor allem an Frauen: «Schönheit ist bares Geld wert», schreibt Nancy Friday und rät den Frauen, davon Gebrauch zu machen, so lange es eben geht, ihr, wenn es nötig wird, auch operativ nachzuhelfen. Die Anfänge der Frauenbewegung seien asexuell gewesen, weil Frauen nicht mehr über Schönheit und Sexualität definiert werden wollten, doch heute wollten Frauen ernst genommen werden und trotzdem erotisch attraktiv sein. Zum Überleben bräuchten sie heute keinen Mann mehr. «Wir können unsere Miete zahlen, zu unserem Schutz im Nachttisch eine Knarre aufbewahren und unseren Nachwuchs notfalls von einer Samenbank kaufen. Wir sind nicht mehr ökonomisch abhängig von unseren äusseren Reizen. Darum können wir es uns leisten, sie vorzuzeigen.» Wem diese Strategie zu dumm ist, mag sich an jene optimistische Haltung der Politologin Jane Mansbridge halten, die auch in diesem Bereich auf die Denkfähigkeit des Homo sapiens, sogar des männlichen, vertraut. «Soll eine Frau sich grämen», fragt sie, «wenn sie kleine Brüste hat oder ein ungünstiges Taillen-Hüft-Verhältnis?» – und antwortet: «Nein. Was können derlei Indizien einer Frau sagen, die nun mal so aussieht? Es sagt ihr nur: Halt Ausschau nach einem denkenden Mann. Das bringt für sie und das Leben ihrer Kinder mehr als das beste Taillen-Hüft-Verhältnis des Planeten.»

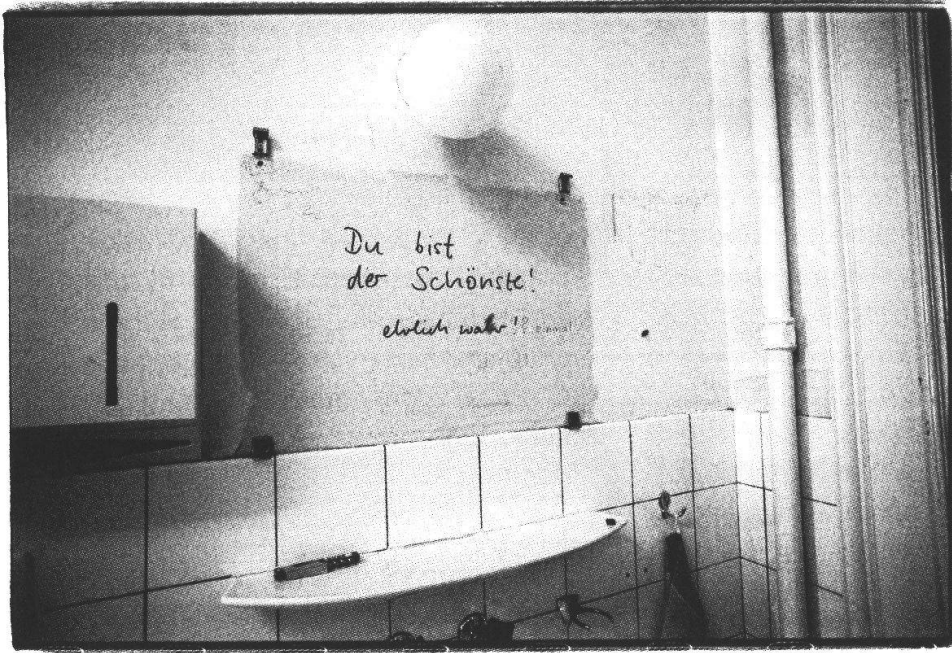
Freie Körper?

Was dem Körper jahrhundertlang durch das Korsett christlicher Normierungen zugefügt wurde, übernehmen heute Diäten, Operationen oder exzessiver Sport. Geblieben ist die Kontrolle, das Sich-Ver-

sagen des schuldlosen Geniessens. Wie wir uns gegenwärtig um den Körper kümmern – auf dem Feld der Schönheit, der Gesundheit, der Sexualität –, hat etwas Obsessives, Zwanghaftes, jedenfalls nicht viel von Freiwilligkeit und Lockerheit; es sieht nicht sehr liebevoll aus, eher pflichtbewusst, etwas, das man tun muss, das sich gehört. Schlanksein etwa, diese Obsession der letzten paar Jahrzehnte, ist beinahe eine Frage der Ehre. In den USA wird von Fatism als Pendant zum Rassismus gesprochen, auch den Begriff Ageism kennt man da schon. Dass sich hinter der Königin Schönheit, der man hofiert, zudem massive Ausgrenzungsmuster verbergen, verdeutlicht nicht nur die Verbindung von Schönheit und verfügbarem Geld, sondern auch das Ineinssetzen von Armut und Hässlichkeit und die vielerorts übliche Bezeichnung von Armen als Dreck und Müll. Also weg damit.

Die Allgegenwart von Schönheit, die die Durchschnittlichkeit arg bedrängt, ist nicht leicht zu ertragen; manchmal hilft Nachdenken, um Distanz zu gewinnen, manchmal Salat, um so zu tun, als ob man willens sei, sein Bestes zu geben. Ganz auf der Höhe dessen, was sie eigentlich für wichtig halten, sind wahrscheinlich die wenigsten von uns: «Eine Fee gewährt einer Frau einen Wunsch: Dünne Oberschenkel, antwortet sie. Die Fee ist empört: «Sieh dir an, in welchem Zustand die Welt ist – und du willst für dich dünne Oberschenkel?» Die Frau kleinlaut: «Du hast recht. Bitte dünne Oberschenkel für alle.»

Silvia Strahm Bernet, Theologin und Publizistin, arbeitet auf der Frauenkirchenstelle Luzern und ist Mitherausgeberin der feministisch-theologischen Zeitschrift FAMA.



Fotos: Susi Bodmer

